

HEYNE <

ZUM BUCH

Als Dan Tyler in einem fremden Zimmer in einem Bett voller Blut erwacht, glaubt er, sich in einem Alptraum zu befinden. Doch er irrt sich. Dies ist die Realität. Neben ihm liegt eine Leiche, es ist Leah, die junge Frau, in die er sich gerade eben erst verliebt hatte. Und es wird noch schlimmer. Als er aus dem Bett taumelt, klingelt das Telefon und eine Stimme sagt ihm, er möge den DVD-Spieler starten. Auf dem Bildschirm muss Tyler verfolgen, wie er Leah brutal ermordet. Dann soll er zu einer Adresse in East London fahren, dort einen Aktenkoffer abliefern und weitere Instruktionen abwarten. Es scheint keinen Ausweg zu geben, die Beweise gegen ihn sind erdrückend. Tyler weiß nicht mehr vor noch zurück. Wenn er die nächsten 24 Stunden überstehen will, muss er herausfinden, wer Leah wirklich umgebracht hat und warum. Die Uhr tickt unerbittlich.

ZUM AUTOR

Simon Kernick, 1966 geboren, lebt in der Nähe von London und hat zwei kleine Kinder. Die Authentizität seiner Romane verdankt sich seiner intensiven Recherche. Im Laufe der Jahre hat er eine außergewöhnlich lange Liste von Kontakten zur Polizei aufgebaut, die er fürsorglich pflegt. Sie umfasst erfahrene Beamte der Special Branch, der National Crime Squad (heute SOCA) und der Anti-Terror-Abteilung. Alle haben sie viele Geschichten zu erzählen. Mit *Gnadenlos* gelang ihm der Durchbruch, der Roman stand monatelang auf den deutschen Bestsellerlisten. Mehr Infos zum Autor unter www.simonkernick.com.

LIEFERBARE TITEL

Gnadenlos

Deadline – Die Zeit läuft ab

SIMON KERNICK

TODESANGST

Thriller

Aus dem Englischen
von Gunter Blank

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Die Originalausgabe SEVERED erschien 2007
bei Bantam Press, London.



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 02/2010
Copyright © 2007 by Simon Kernick
Copyright © 2010 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Marcus Jensen
Printed in Germany 2010
Umschlagillustration: © Gongea Alexandru Costinel und Bryan Solomon
Umschlaggestaltung: yellow-farm gmbh, s. freischem
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
ISBN: 978-3-453-43382-3

www.heyne.de

*»Spin a coin, spin a coin; all fall down.
Queen Nefertiti stalks through the town.«*

Englischer Kinderreim

Teil Eins

Freitag

1

Kaum öffne ich die Augen, weiß ich, es wird ein Scheißtag. Stickige Hitze liegt im Zimmer, mein Kopf fühlt sich an, als würde ein Zwerg darauf herumtanzen, und dann das Blut ... das Blut ist überall. Ich spüre es am Kissen, das klamm an meiner Wange klebt, und an meinem ausgestreckten Arm. Die ersten paar Sekunden nehme ich alles nur verschwommen wahr, aber es ist Tag, das kann ich erkennen: Zwischen den satinglänzenden, blumengemusterten Vorhängen, die vor das einzige Fenster des Zimmers gezogen sind, zwängen sich schmale Sonnenstrahlen herein.

Das Zimmer ist mir total fremd. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wo ich bin.

Langsam wälze ich mich herum. Eine Riesenanstrengung. Alles tut weh, besonders der Kopf. Selbst im trüben Halbdunkel und in dem komischen Winkel, in dem ich auf dem Bett liege, sehe ich, dass die Kissen und das vormals blütenweiße Laken purpurrot sind. Ich konzentriere mich auf meinen Arm, der aussieht, als wäre er bis zum Ellbogen in Farbe getaucht worden, wobei ein paar Spritzer auch noch den Bizeps besprenkelt haben.

Der Schock fährt mir in die Knochen. Ich schrecke

hoch, und zum zweiten Mal verschwimmt alles. Benommen starre ich auf das Bett, um mir irgendeinen Überblick zu verschaffen. Unter den Laken zeichnet sich ein Knäuel ab. Es ist zwar völlig bedeckt, hat aber beunruhigend menschliche Formen. Das Blut scheint von der oberen Hälfte zu stammen. Mir wird schwindlig. Ich versuche mich an die vergangene Nacht zu erinnern, durchforste mein Hirn nach einem Hinweis, was ich in diesem blutgetränkten Bett, in diesem fremden Zimmer tue. Mir fällt nichts ein. Rein gar nichts.

Der gestrige Tag ist ein leeres Blatt.

Ein Gedanke durchzuckt mich. Panik flackert auf. Wie viel von meinem Gedächtnis habe ich verloren? Bin ich jetzt eines dieser armen Würstchen, deren Vergangenheit ausgelöscht wurde, und die nicht einmal mehr ihren eigenen Namen kennen? Nein, doch. Ich weiß ja, wer ich bin. Ich heiße Tyler. Ich bin Autohändler. Einer von der besseren Sorte. Ich besitze eine BMW-Niederlassung. Ich war Berufssoldat. Und das ziemlich lange. Ich habe in Nordirland, im ersten Golfkrieg, in Bosnien und in Sierra Leone gekämpft. Und ich habe jede Menge Ärger am Hals. So viel ist mir jetzt schon klar.

Meine Augen wandern von dem Knäuel zum Radio- wecker und wieder zurück. 9:51 Uhr morgens. Ziemlich spät für mich. Normalerweise bin ich Frühaufsteher. Ich schalte die Nachttischlampe ein, die plötzliche Helle zwingt mich, die Augen zusammenzukneifen.

Mein Mund ist staubtrocken, und ich fühle mich wie ausgekotzt. Ich habe nicht die geringste Lust, unter das

Laken zu schauen, aber ich weiß, dass ich das werde tun müssen.

Ich winde mich mit steifen Gliedern aus dem Bett und greife mit beiden Händen nach dem Laken. Sie zittern ein wenig. Als ich das Laken berühre, zucke ich zurück, weil es unangenehm feucht ist. Dann packe ich zu und reiße es mit einer schnellen Bewegung weg.

O mein Gott.

Ich würge, schnappe nach Luft, torkle ein paar Schritte zurück und knalle gegen die Wand. Will nicht glauben, was ich da sehe. Der Schock schlägt brutal zu ...

Eine nackte junge Frau mit sehr blasser Haut liegt steif und leblos auf dem Rücken. Ihr Körper wirkt, als wäre er einmal geschmeidig und athletisch gewesen, ein bisschen sehr schlank vielleicht. Unter einem silbernen Bauchnabelpiercing ist neben einem schmalen, perfekt ausrasierten Streifen schwarzen Schamhaars das verblässende Tattoo eines Schmetterlings zu erkennen. Ihre Fingernägel sind hellblau lackiert, am Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand trägt sie mit keltischen Symbolen verzierte Ringe.

Doch am meisten verstört und ängstigt mich die Tatsache, dass der Kopf fehlt. Wo der Kopf abgesägt oder abgehackt wurde, ragt der Hals als eingerissener, blutiger Stumpfen aus einer riesigen purpurnen Blutlache heraus. Es ist die einzig sichtbare Wunde.

Einige Sekunden lang – es mögen drei sein oder auch zwanzig – starre ich auf die Leiche hinunter, und obwohl ich keinerlei Erinnerung an die vergangene Nacht habe,

bin ich mir hundertprozentig sicher, dass ich für das, was hier geschehen ist, nicht verantwortlich bin.

Wissen Sie, auch ohne ihren Kopf erkenne ich dieses Mädchen.

Sie heißt Leah Torness, und ich habe sie geliebt.

Ich kann es nicht fassen. Gestern noch war sie eine lachende, fröhlich drauflosplappernde junge Frau, die das ganze Leben vor sich hatte. Und heute ist sie ein hingeschlachteter Körper, bleich und leblos wie eine Alabasterstatue. Ich habe einen grauenhafter Kater, und der Schwindel schüttelt mich in heftigen, kräftezehrenden Wellen. Ich habe schon früher frische Leichen gesehen, auf dem Schlachtfeld. Sie geben zwar immer einen furchtbaren Anblick ab, aber dies hier ist schlimmer. Viel schlimmer. Auf dem Schlachtfeld ist man gegen den Tod gewappnet, als Soldat ständig darauf vorbereitet, doch ich bin seit drei Jahren Zivilist, und die Erinnerungen an Tod und Kordit beginnen zu verblassen. Und was die junge Frau vor mir angeht, sie hat nie in einem Krieg gekämpft und ist nie in der Schusslinie gestanden. Sie war ein fünfundzwanzigjähriges Kindermädchen, die das Großstadtleben genoss. Sie war unschuldig. Warum sollte jemand sie töten?

Warum?

Ich kann sie nicht länger anschauen, sonst drehe ich durch. Ein obszöner Anblick, dem man sich irgendwie nicht entziehen kann. Trotzdem zwingt ich mich wegzusehen und suche das Zimmer nach etwas Vertrautem ab, nach etwas, das vielleicht sogar erklärt, wie ich hierhergeraten bin. Abgesehen vom Bett, das in Leahs Blut

schwimmt, ist das Zimmer nett eingerichtet, möbliert in einem altmodischen, aber unverkennbar weiblichen Stil, an den pastellfarbenen Wänden hängen billige Reproduktionen von Stilleben und klassischen Ölgemälden. Die Möbel – ein gewaltiger doppeltüriger Kleiderschrank, eine Kommode und ein Waschtisch mit einem ovalen Spiegel – sind aus alter Kiefer und bilden ein Ensemble. Sie erinnern mich an eine Puppenstube. Nur dass in der Ecke ein schwarzes Metallregal steht, auf dem sich ein Fernseher befindet. In einem der Fächer liegt ein DVD-Spieler und darauf eine geknickte Pappe, die sofort meine Aufmerksamkeit weckt, weil jemand darauf etwas mit schwarzem Filzstift geschrieben hat. In sauber gezogenen Großbuchstaben. Immer noch zitternd gehe ich hin.

Und fluche.

Die obere Zeile sagt nur TYLER, und darunter steht DRÜCK PLAY.

Einen Moment lang bin ich zu verblüfft, um zu begreifen, was das bedeutet, doch dann trifft mich die Erkenntnis mit voller Wucht.

TYLER.

Jemand weiß, dass ich hier bin.

Ich weiche einen Schritt zurück und versuche mir klarzuwerden, was hier läuft. Von draußen dringt Vogelgezwitscher herein. Ich muss also ziemlich weit von zu Hause weg sein. In Central London zwitschern keine Vögel. Ich weiß noch nicht einmal, ob ich freiwillig hierhergekommen bin. Ich weiß überhaupt nichts – und das ist das unüberwindbare Problem, das sich im Augen-

blick vor mir auftürmt. Ich bin mit der kopflosen Leiche der Frau, die ich liebe, in einem fremden Zimmer, und vor mir steht ein Schild, das mir sagt, ich solle den DVD-Spieler einschalten. Ich kämpfe mit aller Macht gegen die aufsteigende Panik. Ich muss mich am Riemen reißen. Unterschiedlichste Gefühle – Ekel, Schock, Trauer über den Verlust eines geliebten Menschen – drohen mich zu überwältigen, aber ich war fünfzehn Jahre lang Soldat und bin darauf trainiert, in angespannten Situationen Ruhe zu bewahren und rational zu reagieren.

Ich hole ein paarmal tief Luft und versuche, einen klaren Kopf zu kriegen. Ich muss mich daran erinnern, warum wir hier sind.

Denk nach.

Ich denke so angestrengt nach, dass es wehtut, konzentriere mich, wie ein Kandidat in einer Gameshow, dem die Antwort auf die Millionenfrage auf der Zunge liegt. Die Anstrengung kostet mich das letzte bisschen Kraft. Aber ich erinnere mich an nichts. Ich weiß nur noch, dass ich im Fernsehen eine Doku über die Klimakatastrophe anschaue und ein Take-away vom Chinesen mampfe – Tintenfisch mit Sauce aus schwarzen Bohnen und Eierreis. Es war ziemlich fettig, und ich hab es nicht aufgegessen. Ich war allein. Leah war aus, glaube ich, um sich mit Freunden zu treffen. Als ehemaliger Soldat neige ich zu festen Gewohnheiten und esse fast jeden Mittwoch ein Take-away, deshalb nehme ich an, es war Mittwoch. Was mir aber nicht viel weiterhilft, weil ich nicht weiß, welcher Tag heute ist.

Ich taste meinen Hinterkopf ab. Keine aufgeschürfte

Stelle, keine verräterische Beule, einen Schlag auf den Schädel habe ich folglich nicht bekommen. Das heißt, man hat mich unter Drogen gesetzt, und das Zeug muss so stark gewesen sein, dass ich nicht mitbekommen habe, wie Leah, eine sportliche junge Frau, unmittelbar neben mir abgeschlachtet wurde.

Ich schließe die Augen, um einen weiteren Schwindel-anfall zu unterdrücken. Als ich sie wieder öffne, wandert mein Blick zurück zu Leah. Das Blut an ihrem Hals ist geronnen, und die großen Flecken auf dem Laken beginnen ebenfalls zu trocknen. Sie ist also schon vor mindestens zwei, drei Stunden gestorben, wahrscheinlich sogar noch früher. Zum ersten Mal nehme ich jetzt den Geruch im Zimmer wahr, einen leicht säuerlichen Geruch nach Fäkalien und Verwesung, der die Tote umgibt, wie ein erniedrigender Gruß zum Abschied.

In dieser düsteren, bleiernen Stille fühle ich mich, als wäre ich in den Alptraum von jemand anderem geraten.

Aber das ist natürlich falsch. Als ich mich bücke und die Play-Taste drücke, dämmert mir, dass dies *mein* Alptraum ist. Der eben erst beginnt.

2

Als ich mich auf die Bettkante setze und auf das Bild warte, höre ich mein Herz klopfen. Ein paar Sekunden lang bleibt der Bildschirm schwarz, ehe er kurz Rauschen zeigt. Dann beginnt der Film.

Er beginnt mit einer statischen Aufnahme dieses Zimmers. Sie wurde etwa aus Brusthöhe gemacht und rückt den oberen Teil des Bettes ins Blickfeld. Die Nachttischlampen sind an, es ist Nacht. Obwohl die Aufnahme wie bei einem schlechten Heimvideo leicht unscharf ist, kann ich Leah, die mit gespreizten Armen und Beinen auf dem Bett liegt, problemlos erkennen. Sie wirkt sehr lebendig, auch wenn ihre Hand- und Fußgelenke an die hölzernen Bettpfosten gefesselt sind. Sie ist nackt, und ihr Gesichtsausdruck verrät Lust. Der Anblick verblüfft mich. In den wenigen Wochen, die wir uns kennen, hatten wir ein gesundes, abwechslungsreiches und erfülltes Sexualleben – Bondage allerdings gehörte nie dazu. Plötzlich fühle ich mich unwohl, wie ein Voyeur, der Geheimnisse aufdeckt, die besser verborgen geblieben wären.

Ihre vollen, rosafarbenen Lippen beben leicht und deuten ein laszives Lächeln an. Ihre Augen sind halbgeschlossen. Es besteht kein Zweifel, dass sie die Fesse-

lung genießt und das Ganze als eine Art Sexspiel begreift. Die blassen Konturen ihrer zarten jungen Haut zittern vor Begierde, ihre Hüften rotieren, während sie versucht, sich am Laken zu reiben. Sie sieht gut dabei aus, gerade so, wie ich sie von unserer ersten Begegnung in Erinnerung habe. Ihr kurzgeschnittenes hennarotes Haar ist zu einer modischen Igelfrisur gestylt, ihr Gesicht bildet ein perfektes Oval, ganz beherrscht von den mit Sommersprossen übersäten Wangenknochen. Sie hat verschmitzt strahlende braune Augen, die den Elan der Jugend versprühen, und die scharf geschnittene Nase eines Models, in deren linkem Flügel ein kleiner Smaragd blitzt.

Sie so lebendig auf dem Bildschirm zu sehen, wirft mich fast um, und ich knirsche laut mit den Zähnen.

Wie gebannt starre ich hin, ich höre, wie außerhalb des Blickfeldes die Tür aufgeht und jemand das Zimmer betritt. Leah wendet den Kopf in Richtung des Ankömmlings, und ihr Gesichtsausdruck verändert sich. Unter die Lust mischt sich ein Hauch Verwirrung.

»Tyler«, sagt sie zu der Person im Off, »was machst du da? Warum trägst du eine Maske?« Ihre Stimme klingt verzerrt und blechern aus dem Lautsprecher. Die gemurmelte Antwort kann ich nicht verstehen, zumal Leahs Gesichtsausdruck sich erneut wandelt, diesmal macht die Verwirrung nackter Angst Platz. »Was soll das?«, fragt sie mit weit aufgerissenen Augen, panisch jetzt. »Wozu hast du ein Messer? Tyler! Antworte mir!«

Mein Schädel pocht wie verrückt, als die Person schließlich ins Bild kommt und das Profil zeigt, als sie

um das Fußende des Bettes herumgeht. Auch sie ist nackt, allerdings bleibt der Kopf vollständig unter einer Latex-Maske verborgen, und in der rechten Hand hält sie ein langes, bizarr wirkendes Kochmesser mit breiter Klinge.

Jetzt sagt Leah wieder etwas, obwohl ich sie nicht sehen kann, weil der Mann mit dem Messer im Weg steht. »Tyler, hör auf. Wenn das ein Spiel sein soll, dann lass es. Bitte. Du jagst mir eine Höllenangst ein.«

Ich weiß, dass das nicht ich bin – so etwas würde ich nie tun – trotzdem habe ich ein ernstes Problem. Der Typ hat in etwa meine Größe und Statur, und wegen der schlechten Qualität der Aufnahme ist es schwierig, jemanden zu identifizieren. Ein Gericht würde das möglicherweise anders sehen. Besonders, weil Leah mich beim Namen nennt. Entweder ist sie eine verdammt gute Schauspielerin, oder sie glaubt wirklich, der Mann mit der Maske sei ich. Und ich glaube nicht, dass man so verängstigt klingen kann, wenn man schauspielert. Die Angst kommt aus ihrem tiefsten Innern, und es ist leicht zu verstehen, warum.

Der Mann, der vorgibt, ich zu sein, geht langsam um das Bett herum, er lässt sich Zeit und genießt jeden Schritt. Er hebt das Messer, damit Leah es klar und deutlich erkennen kann. Als er es über den Kopf hebt, blitzt die Klinge im Schein der Lampe bedrohlich. Ich kann sehen, wie Leah sich vergebens auf dem Bett windet, die Stricke, mit denen sie gefesselt wurde, geben nicht nach. Sie ist völlig hilflos.

Und dann, als der Mann der Kamera den Rücken zu-

wendet, verzehnfacht sich plötzlich der Ärger, den ich am Hals habe.

Denn wissen Sie, es gibt eine Möglichkeit, zweifelsfrei festzustellen, ob der Mann mit dem Messer, der Mann, den Leah Tyler nennt, ich bin oder nicht. Vor zehn Jahren wurde ich bei einem Bombenanschlag von Granatsplittern verletzt. Die Narben habe ich immer noch. Bei den meisten handelt es sich um tiefe, aber kleine Löcher, drei sind jedoch auch aus größerer Entfernung zu erkennen. Sie befinden sich alle im oberen Teil meines Rückens. Eines sieht aus wie ein pinkfarbenes Muttermal, mit einem Durchmesser von vielleicht acht Zentimetern neben dem rechten Schulterblatt. Die beiden anderen sind grob vernarbte Fleischwunden, die sich fast symmetrisch links und rechts des Rückgrats befinden. Der Mann mit dem Messer hat diese drei Narben. Im Film sind sie nicht besonders gut auszumachen, aber wenn man weiß, wo man hinschauen muss, kann man sie erkennen. Und ich weiß, wo ich hinschauen muss. Mit zusammengebissenen Zähnen starre ich darauf. Sie sitzen genau an den richtigen Stellen, daran gibt es nichts zu deuteln. Der Mann da bin vielleicht nicht ich, doch so wie es aussieht, könnte ich mit dieser Ansicht ziemlich alleine dastehen.

Leah schreit wieder auf, laut und verwirrt, verzweifelt versucht sie sich aus ihren Fesseln zu befreien.

»Tyler, bitte! Lass das! Bitte!« Die letzten Worte scheinen endlos gedehnt und gehen über in ein verängstigtes, unverständliches Schluchzen. Das Schluchzen eines Menschen, dessen Welt plötzlich und unerwartet zer-

bricht, eines Menschen, der unfähig ist, die einfache, nackte Tatsache zu akzeptieren, dass er sterben wird.

Der Mann bleibt neben dem Bett stehen und schwingt das Messer.

Und das war's. Ich kann nicht länger hinschauen. Keine Sekunde länger. Ich rapple mich auf, packe mit beiden Händen den Fernseher, reiße das Kabel aus dem Stecker und knalle ihn gegen die Wand. Er schlägt schwer auf dem Boden auf, und die Röhre implodiert.

Schwere Grabesstille breitet sich im Zimmer aus. Der Geruch des Todes ist so durchdringend, fast mit Händen zu greifen. Ich stehe da, nackt und allein starre ich an die Wand und versuche, den aufsteigenden Schwindel zu bekämpfen.

Langsam, ganz langsam, drehe ich mich um und betrachte das Bett, auf dem Leahs lebloser Körper liegt. Die Blutflecken auf dem Laken sind fast schwarz. Die völlige Stille ist unerträglich.

»O Gott, Leah«, flüstere ich, »es tut mir so unendlich leid, dass ich nicht für dich da gewesen bin.«

Mit diesen Worten sinke ich auf die Knie und presse die Lider zusammen, um die Tränen zu unterdrücken, die sich dahinter sammeln. Mein Kopf schmerzt wie wahnsinnig, und mein Mund ist knochentrocken. Die Frage nach dem Warum zermartert mein Gehirn, und während dieses kurzen Augenblicks der Verzweiflung wünsche ich aufrichtig zu sterben. Warum hat jemand Leah, eine unschuldige junge Frau, so bestialisch abgeschlachtet und mich lebend neben ihr zurückgelassen?

Ich muss raus. Die lähmende Atmosphäre beginnt mich

einzuwickeln. Doch ich kann Leah nicht hier zurücklassen. Nicht allein, nicht in diesem Zimmer. Es wäre ein Akt der Feigheit, den ich mir nie verzeihen würde, denn nur Gott weiß, was mit ihr geschieht, wenn ich weg bin. Das mindeste, was ich für sie tun kann, ist, sie anständig zur Ruhe zu betten.

Mein Verstand kocht, als ich versuche, eine Möglichkeit zu finden, sie mitzunehmen, ohne am helllichten Tag entdeckt zu werden, vielleicht überhöre ich deshalb die Bewegung hinter mir, das leise Scharren eines Schuhs auf dem Teppich.

Doch dann bemerke ich es doch und reiße die Augen auf. Ich schnelle herum, spüre aber nur noch den brutalen Elektroschock, der mich von den Zehenspitzen bis unter die Schädeldecke durchfährt; hilflos und wild zuckend purzele ich zu Boden, wo ich mich unkontrolliert winde, unfähig festzustellen, wer mir das antut. Die Sekunden, in denen mein Körper unter den Krämpfen erzittert und meine Wahrnehmung durch einen Nebel verschleiert ist, scheinen sich endlos zu dehnen.

Dann lässt die elektrische Spannung so plötzlich nach, wie sie begann. Ich liege auf dem Rücken und starre ins Nichts. Durch den Nebelschleier kann ich undeutlich eine verschwommene Gestalt ausmachen, die wie ein Schatten wirkt. Sie beugt sich über mich und wird größer und größer.

Dann spüre ich einen leichten Stich im Oberarm, und alles wird schwarz.

3

Blecherne Musik dringt in mein Unterbewusstsein, eine vertraute, zu einem Klingelton verwurstete Melodie. Sie scheint ewig zu dödeln, und ich summe im Geiste mit und versuche, mich an den Titel zu erinnern.

Dann öffne ich die Augen und bin wieder wach. Das Erste, was ich durch die Windschutzscheibe des Wagens wahrnehme, sind Kiefern, jede Menge Kiefern. Sie säumen den Weg, auf dem mein Wagen abgestellt ist. Ich sitze in meinem 7er-BMW, ich erkenne ihn an der Leder Ausstattung. Der Klingelton kommt von einem mir unbekanntem Handy, das auf dem Beifahrersitz liegt. Neben dem Handy steht ein mir ebenso unbekannter schwarzer Aktenkoffer aus Leder. Und eine Literflasche Evian, mit versiegeltem Verschluss. Ich laufe hinüber, reiße den Deckel auf und schüttele das Wasser in mich hinein, bis der brennende Durst nachlässt.

Die Erinnerung an das, was mit Leah geschehen ist, kommt zurück, und eine Woge der Trauer überrollt mich. Hastig sehe ich mich im Wagen um, doch ich sehe keine Spur von ihr, und beschämt stelle ich fest, dass ich sie wohl zurückgelassen habe, allein in dem stinkenden engen Zimmer. Mittlerweile bin ich angezogen, ich trage

die Kleider, die ich wahrscheinlich gestern Abend anhatte: Ein langärmeliges Baumwollhemd, Jeans und ein Paar sandfarbener Timberland-Stiefel.

Das Telefon klingelt immer noch. Jetzt erkenne ich auch die Melodie, es ist der ›Trauermarsch‹. Irgendwo hat jemand einen makabren Sinn für Humor, und offenbar weiß derjenige, dass ich hier bin, und will mit mir reden.

Ich suche in meinen Taschen nach meinem eigenen Handy, aber es ist weg, was mich nicht wirklich überrascht. Ich sehe auf die Uhr. 10:41. Man hat mir gerade eine knappe Stunde meines Lebens gestohlen, doch damit bin ich besser dran als Leah, der man grob geschätzt fünfzig Jahre geraubt hat.

Ich nehme das Handy und drücke auf Empfang. »Hallo?«, sage ich matt.

»Mr. Tyler. Ich freue mich, dass Sie wach sind.« Die Stimme ist tief und klingt künstlich, wie durch einen Verzerrer.

Ich sage nichts, muss ich auch nicht. Ich höre an der Selbstgewissheit in seiner Stimme, dass der Mann über meine Situation genau Bescheid weiß.

»Ich vermute, Sie haben gut geschlafen«, fährt die Stimme fort. »Würde mich zumindest nicht wundern. Dem Mädchen den Kopf abzuschneiden, muss Sie ganz schön mitgenommen haben.«

Ein eisiger Schauer kriecht mir über den Rücken, vom Becken bis zum Haaransatz. Ich schweige immer noch.

»Sie brauchen nichts zu sagen, Mr. Tyler. Solange Sie tun, was man Ihnen sagt, kann diese ganze unglückselige

Angelegenheit unter den Teppich gekehrt werden. Und Sie vermeiden es, den Rest Ihres Lebens im Gefängnis zu verbringen.«

»Sie haben den falschen Mann«, sage ich schließlich und versuche, das Zittern in meiner Stimme zu unterdrücken. »Ich kenne keinen Mr. Tyler, und ich habe auch niemandem den Kopf abgeschnitten.«

»Ich kann mir vorstellen, dass Ihnen der eigentliche Vorgang entfallen ist, bei all den Drogen, die Sie geschluckt haben. Eine üble Mischung aus Rohypnol und Dimethyltriptamin mit einer Spur Amphetamin. Das hilft sehr gut, die Hemmungen abzubauen. Für das Gedächtnis ist es allerdings weniger gut. Deshalb habe ich die DVD aufgenommen, die Sie wohl bereits gesehen haben. Lassen Sie mich die Dinge beim Namen nennen, Mr. Tyler, nur damit keine Missverständnisse entstehen. Diese DVD ist eine Kopie, das Original habe ich. Ich befinde mich zudem im Besitz der Tatwaffe. Die Fingerabdrücke darauf stammen von Ihnen, und zwar ausschließlich von Ihnen. Ich kann beides jederzeit der Polizei übergeben, und dann wird es kein Gericht geben, das Sie nicht wegen Mordes verurteilt. Wenn Sie dagegen tun, was ich Ihnen auftrage, werden sämtliche Beweismittel, die Sie mit diesem brutalen Verbrechen in Verbindung bringen, vernichtet, und Sie hören nie wieder von uns.«

»Was wollen Sie?«, frage ich. Mir ist klar, dass ich mit demjenigen Mann spreche – trotz des Stimmenverzerrers glaube ich herauszuhören, dass es sich um einen Mann handelt –, der meine Freundin umgebracht hat,

und dass mir im Augenblick keine Wahl bleibt, als mit ihm zu kooperieren.

»Auf dem Sitz neben Ihnen befindet sich ein Aktenkoffer«, erwidert er. »Die Kombination lautet Eins – Vier – Eins. Öffnen Sie ihn.«

Ich halte das Telefon an mein Ohr gepresst und ziehe den Koffer auf meinen Schoß. Ich stelle die Kombination ein und mache die beiden Verschlüsse auf. Beim Anblick des Inhalts stockt mir der Atem. Mindestens hunderttausend Pfund in Fünfziger-Bündeln starren mir entgegen, wahrscheinlich sind es sogar noch mehr. Ich arbeite in einer Branche, in der man jede Menge Bargeld zu sehen bekommt, aber so einen Betrag hatte ich noch nie vor mir. Oben auf den Bündeln liegt eine silberne Pistole, die ich augenblicklich als Glock 19 identifiziere. Ich nehme sie hoch und drücke das Magazin heraus. Es ist mit Neun-Millimeter-Patronen bestückt. Ich schiebe das Magazin wieder in den Griff, lege die Pistole in den Koffer zurück und klappe ihn zu.

»Ich werde niemanden erschießen«, sage ich.

»Das überlasse ich Ihnen, Mr. Tyler, aber Sie haben eine Aufgabe zu erfüllen, und die Pistole mag Ihnen dabei gute Dienste leisten. Wenn ich unser Gespräch gleich beende, schicke ich Ihnen per SMS eine Adresse in East London auf dieses Handy. Sie fahren zu dieser Adresse und teilen der Person, die Ihnen öffnet, mit, dass Ihr Name Bone ist und dass Sie haben, was er will. Sie sollen von ihm einen Koffer entgegennehmen.«

»Was ist da drin?«

»Das brauchen Sie nicht zu wissen. Wissen müssen

Sie allerdings, dass Sie unter keinen Umständen den angegebenen Ort ohne den Koffer verlassen werden. Sollten Sie es dennoch tun, ist unsere Vereinbarung hinfällig, und ich werde die Beweise gegen Sie unverzüglich der Polizei übergeben. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?»

Ich weiß, dass ich mich auf extrem gefährliches Terrain begeben, wenn ich die Anweisungen befolge. Aber letztlich bleibt mir keine andere Wahl. Der Typ hält alle Trümpfe in der Hand. Ich dagegen habe nicht die leiseste Ahnung, wer er sein könnte. Aber täuschen Sie sich nicht, ich werde ihn finden. Und dann ist er ein toter Mann. Doch zunächst muss ich Zeit gewinnen, und die einzige Möglichkeit besteht darin, seinen Anweisungen zu folgen. Wenn ich erst den Koffer habe, den er will, kann ich vielleicht meine eigenen Züge machen.

»In Ordnung«, sage ich, »ich verstehe, aber was geschieht mit Leah?«

»Machen Sie sich um das Mädchen keine Sorgen. Niemand wird ihre Leiche finden. Und niemand außer Ihnen und mir weiß von der Existenz dieses Zimmers, in dem Sie heute Morgen erwacht sind.«

Er klingt so kalt, dass mir schlecht wird. »Das meine ich nicht. Ich will, dass sie anständig begraben wird.«

»Darauf haben Sie keinen Einfluss«, erwidert er, und ich stelle mir erneut vor, was ich mit diesem Schwein anstellen werde, wenn ich ihn in den Fingern habe.

Doch im Augenblick bleibt mir nichts weiter übrig als abzuwarten. »Wo zum Teufel bin ich überhaupt?«, frage ich und schaue mich um.

»Fahren Sie bis ans Ende des Weges und biegen Sie rechts ab. Nach einer Weile erreichen Sie eine Straße. Dort biegen Sie wieder rechts ab. Wenn Sie dort sind, sollte auch das Navigationssystem funktionieren. Im Moment geht es wegen der vielen Bäume nicht. Dann müssen Sie nur noch die Adresse eingeben. Sie sind etwa eine Stunde vom nördlichen Stadtrand Londons entfernt. Und man erwartet Sie um 12:30 Uhr im East End.«

»Eine letzte Frage noch. Welcher Tag ist heute?«

»Freitag«, erwidert er ohne zu zögern. »Aber jetzt fahren Sie besser los, Mr. Tyler. Die Uhr läuft.«

Er unterbricht die Verbindung, ich sitze mit dem Telefon am Ohr da und frage mich, wohin der Donnerstag verschwunden ist. Von Gedächtnisverlusten verstehe ich wenig, keine Ahnung, ob so etwas bleibt oder ob es irgendwann wieder zurückkommt. Angesichts meiner Lage ist das ziemlich frustrierend. Das Schwein hat mich an den Seilen, so viel steht fest, und mir wird auch klar, dass man Leah definitiv ermordet hat, um mich in die Hand zu bekommen. Die Frage ist nur, warum. Warum ist man gerade auf mich verfallen? Sehen Sie, die ganzen Beweise, die der Mann am anderen Ende der Leitung fabriziert hat, um mir den Mord anzuhängen, bis hin zur Position der Narben auf meinem Rücken, sagen mir eins.

Er kennt mich. Er hat mich so perfekt reingelegt, dass er mich kennen muss.

Und wenn er mich kennt, dann muss ich ihn auch kennen.

4

Wir sind mit unseren Einkaufswagen zusammengestoßen. In dem italienischen Deli, zweihundert Meter von meiner Wohnung in Nord London. So lernten wir uns kennen. Am frühen Abend, Samstag vor drei Wochen, kurz bevor der Laden schloss. Ich hatte gerade einen anständigen Chianti aus dem Regal genommen und wollte eben den Alkohol-Gang verlassen, als sie mir entgegenkam. Wir prallten frontal mit den Einkaufswagen zusammen, und sie entschuldigte sich mit einem offenen Lächeln, das ihr ganzes Gesicht erhellte. Sie war sehr zierlich und sehr hübsch, hatte kurzes, punkiges, henna-gefärbtes Haar und große braune Rehaugen. Ich schätzte sie auf Mitte zwanzig, aber sie hatte etwas spitzbübisch Kindliches an sich, das sie jünger erscheinen ließ. Sie trug ein eng sitzendes pinkfarbenedes T-Shirt, das die Konturen ihrer kleinen festen Brüste betonte, und tief sitzende Jeans. Auf dem T-Shirt stand in himmelblauen Lettern »Ich bin das Mädchen, vor dem deine Mutter dich gewarnt hat«. Das glaubte ich ihr sofort.

»Tut mir leid«, sagte sie mit leicht südenglischem Einschlag und strahlte mich an, wie ein unartiger Junge. »Ich glaube, ich bin zu schnell gefahren.«

Ich lächelte ebenfalls. »Und ich glaube, ich habe ein Schleudertrauma. Möglicherweise muss ich Sie verklagen.«

Keiner von uns machte den Versuch, den Einkaufswagen freizubugsieren. Stattdessen schauten wir einander in die Augen. Es war wie in einer romantischen Komödie, ziemlich herzergreifend, und es kam völlig unerwartet. Ich wusste nicht, was ich als Nächstes sagen sollte, doch sie holte mich aus der Klemme.

»Ich heiße Leah. Und du?«

»Tyler«, antwortete ich und streckte die Hand aus, die sie ergriff und kräftig drückte. »Freut mich, dich kennenzulernen.«

»Gleichfalls. Wohnst du hier in der Nähe, Tyler?«

»Direkt um die Ecke.«

»Willst dir wohl einen lauschigen Abend machen, was?«, sagte sie mit Blick auf den Chianti in meinem Einkaufswagen.

»Nur die Vorräte ergänzen. Man weiß nie, wann man sie gebrauchen kann. Und du? Auch von hier?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, von südlich des Flusses. Aus Richmond. Ich war auf dem Nachhauseweg und dachte mir, ich müsste auch ein bisschen auffüllen.«

Es entstand ein verlegenes Schweigen, während ich mir das Hirn nach einer charmanten Bemerkung zermarterte. Ich mochte dieses Mädchen. Es könnte sogar Liebe auf den ersten Blick gewesen sein. Sie wirkte lebhaft und strahlte eine Energie aus, die ich seit längerem vermisste.

»Na denn«, sagte sie. »Ich zieh dann besser weiter.«

Wie du siehst, bin ich noch nicht besonders weit gekommen.« Das stimmte; ihr Wagen war leer.

Ich musste das Eisen schmieden, solange es heiß war. Ich hatte nichts zu verlieren, und in meinem Alter bieten sich solche Chancen eher selten. Ich sehe zwar nicht übel aus, aber in der Großstadt ist es schwierig, die Richtige zu finden.

»Darf ich dich auf einen Drink einladen?«, fragte ich hastig.

»Was? Um diese Uhrzeit?« Sie warf mir einen schelmischen Blick zu, und zum ersten Mal bemerkte ich die Sommersprossen auf Nase und Wangen.

Ich lächelte. »Klar. Außer du hast schon was vor.«

Äußerlich wirkte ich gelassen, aber inständig hoffte ich, sie hätte Zeit, denn ich wollte nicht, dass sie einfach so aus dem Laden und aus meinem Leben spazierte.

Ich war verknallt. Urplötzlich.

»Nein, bis jetzt nicht. Aber du hast noch ein paar Einkäufe zu erledigen.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Die können warten.«

Ich kannte den Besitzer des Ladens, einen dicken Italiener um die fünfzig. Zwar nicht mit Namen, doch beim Einkaufen plauderten wir immer einen Moment, und ich war jetzt seit etwa zwei Jahren Stammkunde. Ich bat ihn, meine Tüte hinter dem Kassentresen aufzubewahren, ich würde morgen bezahlen und sie abholen, und er willigte ein. Als er bemerkte, dass ich mit Leah turtelte, zwinkerte er mir zu und bedachte mich mit einem wisenden Lächeln. »Dann wünsche ich noch einen schönen Abend«, rief er uns zu, als wir den Laden verließen.

»Und was führt dich in diesen Teil der Stadt?«, fragte ich, während wir die Straße entlanggingen.

»Ich habe bei einer Freundin übernachtet. Ich war auf dem Nachhauseweg, und sie meinte, das Essen in dem Laden hier sei klasse, ich solle es unbedingt ausprobieren.«

»Das stimmt. Hier gibt's den besten Parmaschinken westlich von Parma.«

Sie grinste. »Und deinetwegen habe ich den jetzt verpasst.«

»Du kannst doch jederzeit wiederkommen.«

Wieder sah sie mich grinsend an und erwiderte: »Vielleicht tue ich das.«

Wir gingen in die nächstgelegene All Bar One, die nur einen Block entfernt war. Sie trank einen doppelten Bacardi-Cola, während ich mich an einem Peroni-Bier festhielt. Sie konnte echt was vertragen. Ich war beeindruckt. Wir kamen gut miteinander aus, die Unterhaltung fiel mir leicht. Nach ein paar Runden fragte ich sie, ob sie Lust habe, etwas zu essen. »Liebend gerne«, erwiderte sie, und am Aufleuchten ihrer Augen erkannte ich, dass etwas passierte. Manchmal weiß man es einfach, und das war so ein Moment.

Wir aßen beim Thailänder ein paar Blocks weiter und redeten lebhaft. Leah stammte ursprünglich aus einem Dorf in Dorset und war vor drei Jahren nach London gekommen. Sie arbeitete als Kindermädchen und betreute die drei Töchter eines wohlhabenden berufstätigen Paares in Richmond, das sie gut bezahlte. Dreihundert Pfund die Woche sowie ein Saab-Cabrio zur freien

Nutzung. Ich fragte mich, ob ich den falschen Job hatte. Wir redeten über ihr Leben und ihre Reisen. Als Teenager hatte sie in den Gewässern vor Portland Tauchen gelernt und war später ein Jahr als Rucksacktouristin durch Lateinamerika gereist.

Während die Kellnerin die Teller abräumte, fragte ich Leah, ob sie auch in Belize gewesen sei.

»Das zweitgrößte Barrier Reef der Welt. Wie hätte ich das auslassen können?«, antwortete sie lächelnd.

»Ich kenne es, ein großartiges Fleckchen, nicht wahr? Ich war sechs Monate dort stationiert.«

»Du bist also Soldat?«

»Ich bekenne mich schuldig, ich war. Aber nicht mehr.«

»Wo hast du gedient?«

»Ich war fünfzehn Jahre in der Army, ich war überall, Nordirland, im ersten Golfkrieg im Irak, Bosnien, Sierra Leone, Afghanistan. Ich habe alles gesehen, obwohl es mir lieber wäre, ich hätte manches nicht gesehen.«

»Das muss ja ein ziemlich spannender Job gewesen sein«, sagte sie und sah mir direkt in die Augen. Es heißt, manche Frauen könnten den Männern, mit denen sie sich unterhalten, das Gefühl geben, sie seien wichtig. Wenn es stimmte, hatte Leah dies zur Kunst perfektioniert.

Ich sah sie über den Rand meines Weinglases an. »Es hat seine Momente, ohne Zweifel.«

»Warum bist du ausgeschieden?«

»Meine Frau hat mich gedrängt. Sie hatte es satt, dass ich Wochen, manchmal Monate weg war.«

»Deine Frau? Du bist doch nicht mehr verheiratet, oder?« Sie schaute verstohlen auf meine linke Hand. »Zumindest sehe ich keinen Ring.«

»Es gibt auch keinen. Nein, wir haben uns vor ein paar Jahren getrennt. Kurz nachdem ich den Dienst quittiert habe.« Ich lächelte. »Ich schätze, als es drauf ankam, mochte sie mich lieber, wenn ich weit weg war.«

Leah fragte mich, ob ich das Soldatenleben vermisse.

»Manchmal«, antwortete ich. »Doch nicht genug, um wieder zurückzugehen. Je älter man wird, desto weniger Aufregung kann man vertragen. Ich bin froh, endlich Zivilist zu sein.«

»Glaub ich dir nicht«, sagte sie neckisch. »Für mich siehst du aus, als würdest du die Action brauchen.« Während sie das sagte, setzte sie ihr Glas ab und beugte sich vor, bis ihr Gesicht nur noch Zentimeter von meinem entfernt war. Ich konnte ihren Atem spüren. Er roch nach Pfefferminz. »Hab ich Recht?«, flüsterte sie atemlos, und diesmal lag ein fordernder Unterton in ihrer Stimme. Unter dem Tisch spürte ich, wie sich eine Hand meinen Schenkel hinaufschob.

Ich will ehrlich sein. Mein Widerstand – wenn es denn überhaupt einen gegeben hatte, was ich ernsthaft bezweifle – schmolz dahin. Wir tranken schnell aus, und ich zahlte. »Gehen wir zu mir«, sagte ich und zog widerstrebend meinen Schenkel zurück.

Auf dem Weg zu meiner Wohnung hielten wir Händchen. Es war ein warmer, milder Abend, und aus den geöffneten Fenstern schwebte Musik herab. Ich war wahrhaftig glücklich. Ich lebte seit einigen Jahren allein, und

obwohl ich Freunde hatte und ausging, begann ich mich einsam zu fühlen. Und plötzlich begegnete ich einem wunderschönen Mädchen. Manchmal meint die Glücksgöttin es gut mit dir, dachte ich damals. Ich dachte nicht im Traum daran, dass sie einem das Glück genauso einfach wieder wegnehmen kann.

Als wir bei meiner Wohnung ankamen, hielt ich Leah die Tür auf. Ich betrat hinter ihr die Wohnung und schloss die Tür. Als ich das Dielenlicht einschaltete, umarmte sie mich und zog mich an sich.

Der Kuss war elektrisierend, von einer unglaublichen Intimität. Unsere Hände spielten auf unseren Körpern verrückt, aus dem Nichts überkam uns ein gewaltiges Verlangen, als würden wir beide ahnen, dass uns nicht viel Zeit bliebe. Wir rissen uns die Kleider vom Leib und schleuderten sie durchs Zimmer. Ich küsste ihren Nacken, ihre frechen Brüste und ging in die Knie, um über ihren waschbrettflachen Bauch zwischen ihre Schenkel vorzudringen, wo ich gierig den Duft ihrer Wärme aufso und ihre spitzen Lustschreie genoss.

Wir schafften es gerade noch ins Schlafzimmer, wo wir uns mit einer wilden Leidenschaft liebten, die uns – glaube ich – beide überraschte, und als wir fertig und vorübergehend befriedigt waren, lagen wir uns nackt in den Armen, redeten und schmusteten, ehe die Leidenschaft uns wieder überwältigte.

Erschöpft ruhten wir ein zweites Mal aus, da fragte sie mich, ob es mir etwas ausmache, wenn sie rauchte, und ich erwiderte, nein, kein Problem, und sie rollte aus drei Blättchen einen fetten Joint, den wir uns teilten. Das war

das erste Mal seit Afghanistan, dass ich wieder kiffte, und obwohl es schwächer war als das Dope, das wir dort in die Finger gekriegt hatten, reichte es völlig, um mir das Gefühl zu geben, die ganze Welt meine es gut mit mir, und mich in eine Stimmung zu versetzen, in der alles, was der andere sagt oder tut, unweigerlich komisch ist. Wir giggelten, liebten uns, und die Nacht verging wie im Flug, viel zu schnell machte sie sich mit der Unvermeidlichkeit verrinnender Sandkörner davon.

Kurz vor Morgengrauen, bevor wir erschöpft und zufrieden einschliefen, küsste ich ihre Stirn und zeichnete mit dem Finger ihre Kinnlinie nach. Sie antwortete mit einem wunderbaren, engelsgleichen Lächeln. Und in diesem Augenblick wusste ich, dass ich mich unsterblich in dieses Mädchen verliebt hatte.

Am nächsten Tag blieben wir bis Mittag im Bett, und als wir schließlich aufstanden, überredete Leah mich, wieder in den Supermarkt zu gehen, wo wir uns begegnet waren. Sie wollte picknicken, also kauften wir Salami, Oliven, gefüllte Peperoni, Ciabatta, Taleggio und natürlich Parmaschinken. Wir schleppten alles in den Hampstead-Heath-Park, wo wir uns auf eine Decke setzten und in der Sonne unser Essen genossen, das wir mit einer Flasche Chianti hinunterspülten. Bis sie schließlich sagte, es sei Zeit, dass sie nach Richmond zurückkehrte.

»Ich muss mich für morgen frischmachen und richtig ausschlafen«, sagte sie.

»Kann ich dich wiedersehen?«, fragte ich und wusste, wenn sie nein sagte, bräche es mir das Herz.

Aber sie sagte nicht nein. Natürlich nicht.

Hätte sie es nur getan. Dann wäre sie noch am Leben.

Stattdessen beugte sie sich zu mir herüber und küsste mich zärtlich auf die Lippen. »Liebend gerne.«

Ich fuhr sie nach Richmond, und sobald sie sich verabschiedet hatte und sich entfernte, spürte ich die Leere, die alle Frischverliebten fühlen, wenn sie sich trennen müssen, und sei es auch nur für kurze Zeit. Zum Glück brauchte ich nicht lange auf ein Wiedersehen zu warten. Am nächsten Morgen rief ich sie vom Showroom meiner BMW-Niederlassung aus an, und wir verabredeten uns für den Abend.

Und das war der Beginn einer Beziehung, die in den vergangenen drei Wochen immer ernsthafter wurde. Wir mochten zwar ein gutes Stück auseinander wohnen, trotzdem sahen wir uns fast jeden zweiten Abend, und in den letzten Tagen hatte ich mehr und mehr das Gefühl, es würde etwas Dauerhaftes. Ich war verliebt. Ich wollte, dass sie zu mir zieht. Ich sagte ihr noch nichts, besser wartete ich damit noch ein paar Wochen, um sie nicht zu verschrecken, aber ich hatte aufrichtig vor, mich zu binden.

Das letzte Mal sah ich sie – soweit ich mich erinnere – am frühen Mittwochmorgen, als sie meine Wohnung verließ, um wieder zu ihrer Familie nach Richmond zu fahren. Am Abend war sie mit Freunden verabredet. Aber irgendwann gestern müssen wir uns noch einmal begegnet sein, mit tödlichen Konsequenzen. Wo sind wir gewesen? Was haben wir unternommen? Und wie kamen wir in dieses Schlachthaus auf dem Land, wo sie ihr blutiges Ende fand?

5

Die Adresse, die man mir gegeben hat, liegt in einem Teil von East London, der sich dem seit den Achtzigern massiv um sich greifenden Gentrifizierungsprozess des East Ends widersetzt hat. Die Hauptstraße wirkt entkräftet, sie ist mit Abfällen übersät, dem pfeifenden Wind ausgesetzt und verströmt eine Atmosphäre der Verlorenheit. Billige Take-aways, vor denen sich nicht abgeholte Müllsäcke stapeln, billige Discounter, die jeden erdenklichen Ramsch für weniger als ein Pfund feilbieten, reihen sich auf beiden Seiten aneinander, immer wieder unterbrochen von leerstehenden, vernagelten, rußgeschwärzten, graffiti-beschmierten und mit Plakaten beklebten Häusern. An einer Kreuzung findet sich sogar die dachlose Ruine eines Gebäudes, dessen gezackte Mauerreste in den Himmel ragen, als wäre es im Zweiten Weltkrieg ausgebombt und seitdem nicht instandgesetzt worden. Das Haus, das ich suche, befindet sich in einer ruhigen Seitenstraße, die von alten Buchen gesäumt ist. Früher muss dies eine großbürgerliche Gegend gewesen sein, doch die verwahrlosten georgianischen Stadthäuser sind längst dem schleichenden Verfall preisgegeben, und ein schmutzig-fleckiges Grau überzieht die einstmals strahlend weißen Fassaden.

Ich fahre an der Nummer 33 vorbei – das Haus unterscheidet sich nicht groß von den anderen, außer dass im engen Carport ein alter Ford Sierra steht – und langsam weiter. Ich halte Ausschau nach verdächtigen Aktivitäten, etwas, das auf eine Falle hindeuten könnte.

Als Soldat, der den Gefahren des Guerillakampfes ausgesetzt war, besonders in den hassgefüllten Straßen von Nordirland, lernt man schnell, paranoid zu werden. Man bekommt eine Antenne für Gefahren, die dem gemeinen Bürger fehlt.

Die Antenne schlägt aus: In der Straße ist es viel zu ruhig, sie wirkt wie ausgestorben. Das gefällt mir nicht. Die Glock, die ich hinten in den Hosenbund geschoben habe, beruhigt mich, ebenso die Kevlar-Weste, die ich auf dem Weg hierher von zu Hause geholt habe. Ich habe sie im vergangenen Jahr angeschafft, nachdem einem Autohändler aus Tottenham, den ich flüchtig kenne, ins Bein geschossen wurde, weil er versucht hatte, eine maskierte Gang am Diebstahl zweier Mercedes-Limousinen zu hindern. Eigentlich wollte ich sie stets tragen, wenn ich abends länger allein im Büro zu tun habe, doch letztlich erwies sich das als unpraktisch, und so hat sie sich – obwohl ich dreihundert Pfund dafür auf den Tisch gelegt habe – bald in einen Staubfänger verwandelt. Bis heute.

Ich fahre weiter, ein Auge in den Rückspiegel und eines auf die parkenden Fahrzeuge am Straßenrand gerichtet, und versuche herauszufinden, ob sich jemand darin verbirgt und mein Kommen beobachtet. Aber ich kann nichts entdecken.

Einige hundert Meter entfernt finde ich in einer Quer-

straße einen Parkplatz zwischen einem zerbeulten alten Kombi und einem Müllcontainer, der mit ausrangiertem Hausrat vollgestopft ist, zu dem merkwürdigerweise auch eine längliche afrikanische Holzmaske gehört. Die Schnitzerei weist einen langen Riss auf und wirkt, als wollte sie mich mit dem bösen Blick verhexen. Fast möchte ich der Maske zurufen, sie brauche sich nicht mehr zu bemühen, der böse Blick habe mich längst heimgesucht.

Es ist fast Viertel nach zwölf, und so merkwürdig sich das anhört: Die Tatsache, dass ich in Bewegung bin und zumindest zeitweise wieder die Kontrolle über mein Handeln habe, hilft mir, den Schock und die Trauer, die mich zuvor fast handlungsunfähig gemacht haben, zu überwinden. Ich versuche die Gedanken an Leah zu verscheuchen. Später, wenn das hier vorbei ist und ich allein bin, werde ich genügend Zeit haben, um sie zu trauern.

Auf dem Beifahrersitz liegt eine dunkelblaue New-York-Yankees-Baseballkappe, die ich ebenfalls von zu Hause mitgebracht habe. Ich setze sie auf. Die Gegend wird von CCTV-Kameras überwacht, und ich möchte vermeiden, dass sie mich allzu deutlich erkennen. Ich ziehe den Schirm tief ins Gesicht und steige aus. Das Parken ist gebührenpflichtig, deshalb werfe ich ein paar Münzen in den Automaten, denn eine Kralle am Auto kann ich jetzt als Letztes gebrauchen, geschweige denn, abgeschleppt zu werden. Wieder frage ich mich, was ich wohl abholen soll. Das Naheliegendste wären Drogen. Ich will zwar keine voreiligen Schlüsse ziehen, aber Drogen würden zu der Gegend passen. Angesichts des gan-

zen Aufwands, und da man vor einem Mord nicht zurückgeschreckt ist, nur um mich zu zwingen, es abzuholen, müsste es allerdings ziemlich hochkarätiges Zeug sein. Deshalb glaube ich, dass es sich auch um etwas anderes handeln kann. Etwas ungeheuer Wertvolles und zugleich äußerst Gefährliches. Denn wer immer es in seinen Besitz bringen will, riskiert nicht, hierherzukommen. Das verstärkt meinen Verdacht, dass derjenige oder diejenigen, für die ich das mache, mich kennen. Sie wissen: Mit meiner Ausbildung und Erfahrung habe ich eine bessere Chance als die meisten, unbeschadet eine brenzlige Situation zu bestehen. Selbst wenn ich ein wenig aus der Übung bin.

Auf dem Weg zurück zur Nummer 33 komme ich an einem schäbig aussehenden Take-away vorbei, der sich Ace Fried Chicken nennt. Zumindest vermute ich, dass er so heißt, denn das »C« des grellorangenen Schriftzugs fehlt ebenso wie das »H«. Ein halbes Dutzend Teenager, die alle die Junggangster-Uniform aus hochgezogenen Kapuzenjacken und ausladende Sneakers tragen, lungern auf dem Gehweg davor herum. Obwohl es ein strahlend schöner, heißer Tag ist und das Thermometer locker siebenundzwanzig Grad anzeigen dürfte, verbergen diese Burschen ihre Gesichter, was vermutlich bedeutet, dass sie nichts Gutes im Schilde führen. Zwei von ihnen haben Mountainbikes dabei, und alle albern und feixen, während sie ihre fettige Beute verschlingen. Ich fange den Blick des einen auf, der – kaum sechzehn, aber schon ziemlich groß für sein Alter – mich aus dem Schatten seiner Kapuze hervor abschätzig mustert, ein

Raubtier, das ein potentielles Opfer taxiert. Ich begegne seinem Blick mit deutlichem Desinteresse und halte für einen Moment den Augenkontakt, ehe ich mich abwende und dabei meine Schritte verlangsame, damit er merkt, dass er mich nicht einschüchtert. Körpersprache ist alles. Sie verrät den Menschen, die dich beobachten, alles über dich. Wer seine Haltung bewahrt und sich selbstsicher und mit dem richtigen Maß an Beiläufigkeit bewegt, signalisiert seinen freien Mut und wird fast ausnahmslos in Ruhe gelassen. Der Bursche und seine Kumpel machen da keine Ausnahme. Sie ignorieren mich und wenden sich wieder ihren Hühnchen und ihrer Unterhaltung zu. In ihrem Revier finden sie leichtere Beute als mich.

Ich bleibe vor dem Haus mit der Nummer 33 stehen. Sämtliche Fenster sind verschlossen, und es wirkt verlassen. Als ich auf die Tür zugehe, hupt es hinter mir. Ich drehe mich um und entdecke hinter dem Steuer des alten Sierra ein kleines verschrumpeltes Kerlchen, das mich mit einem knöchigen Arm heranwinkt.

Ich gehe zu ihm und beuge mich zum Seitenfenster hinunter.

»Wer bist du?«, fragt er mit einer Stimme, die gleichzeitig schrill und schartig klingt, als gehöre sie einem zwölfjährigen Kettenraucher. Außerdem spricht er das reinste Cockney, was eine noch sonderbarere Kombination ergibt.

»Ich bin Bone«, sage ich, und mir fiel gerade noch rechtzeitig ein, wie man mich instruiert hat, »ich bin hier, um einen Koffer abzuholen.«



Simon Kernick

Todesangst

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43382-3

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2010

Die längsten 24 Stunden deines Lebens

In dem Augenblick, in dem du deine Augen öffnest, weißt du, dass dies ein schlechter Tag wird. Im Zimmer ist es stickig und heiß. Und dann das Blut ... das Blut ist überall. Es fühlt sich an, als wärest du mitten in einen Alptraum gefallen. Aber das stimmt nicht. Dies ist die Realität. Und sie hat gerade erst begonnen.

 [Der Titel im Katalog](#)